

Pfarrer Willard von der St.-Josephs-Kirche in Fond du Lac im US-Bundesstaat Wisconsin war auf seine deutschen Kollegen nicht gut zu sprechen: Ein zweites Deutschland, so wetterte er, wollten sie in ihrer neuen Heimat USA errichten, für immer und konspirativ. Sauerkraut sei ihnen allemal wichtiger als die Seelen der Amerikaner.

Amtsbruder Walburg aus Cincinnati, als ausgewandeter Deutscher von der Kritik betroffen, hielt kräftig dagegen: Wollte sich seine Gemeinde an den neuen Landsleuten orientieren, müßten sie als erstes Flüche lernen, Reichtümer und politisches Prestige als höchstes Lebensziel erkennen und edlere Gefühle mit Füßen treten. Kurzum: „Denationalisierung ist Demoralisierung“.

Die Sitten waren rau und nicht einmal unter Pfarrbrüdern herzlich an den Grenzen zum

Wenn Völkerschaften sich eine neue Existenz suchen

Wo ich arbeite, bin ich daheim

Auswanderer, Wanderarbeiter, Gastarbeiter, immer wieder in der Geschichte, und sie hatten es immer und überall schwer

Deutsche nach Amerika, Polen ins Ruhrgebiet, Türken in die Bundesrepublik: Eine besondere Art von Völkerwanderung

GERMAN
FIRE
INSURANCE
COMPANY
OF
BALTIMORE

CAPITAL & SURPLUS
OVER
\$ 1000,000.
OFFICE
N. E. COR. HOLIDAY & BALTIMORE STS.

INCORPORATED
1865.
A. J. SCHULZ, PRESIDENT
C. H. KOPPELMAN, VICE PRESIDENT

Wilden Westen, in der Pionierzeit vor 100 Jahren. Da prallten zwei Kulturen aufeinander, die weißen, angelsächsischen Protestanten und die zahlreichen neu hinzugekommenen Katholiken aus dem Deutschen Reich, die nun auch mitreden wollten.

Der Konflikt ist typisch und erinnert völlig zu Recht an die Schwierigkeiten der Bundesdeutschen, mit ihren neuen Nachbarn aus Spanien, Italien oder der Türkei zurechtzukommen. Die in der Fremde arbeiten wollen, sind prinzipiell immer erst einmal suspekt. Ihre Arbeitskraft ist zwar willkommen, zumindest bei den Unternehmern, aber der Mensch soll bitteschön so unauffällig sein, daß ihn am besten keiner mehr bemerkt.

Freilich, was immer so konfliktträchtig begann, hatte – zumindest zweimal in der jüngeren Geschichte – nach wenigen Jahrzehnten ein Happy-End. Bei zwei Menschenwanderungen aus Deutschland hinaus oder nach Deutschland hinein während der letzten 150 Jahre, waren in der zweiten Generation die Gegensätze glattgeschliffen; die eine Integration erfolgte in Amerika, die zweite in Deutschland, als die Polen ins Ruhrgebiet kamen. Das Miteinander-Leben hatte damals das Miteinander-Reden zwangsläufig gemacht – und damit fängt Verstehen an. Vor allem aber ist dazu eine gemeinsame Sprache notwendig, und hier tun sich die Kinder, im neuen Land aufgewachsen, wesentlich leichter als ihre Eltern.

Für die modernen Völkerwanderungen hat der Göttinger Historiker Klaus J. Bade den

einprägsamen Begriff „Auswanderer – Wanderarbeiter – Gastarbeiter“ geprägt; in seinem Buch zeigt er, daß die Ausgangssituation stets gleich ist: irgendwo gibt es Arbeit, aber keine Arbeiter, und anderswo gibt es Arbeiter, aber keine Arbeit. Die Folge ist zwangsläufig – die Arbeiter treten den oft weiten Weg zur Arbeit an.

Das Problem stellte sich in großem Ausmaß zum ersten Mal im Deutschland des vorigen

Deutsche wanderten nach Amerika aus, Polen wanderten nach Deutschland ein; nach 1960 kam das große Heer der Gastarbeiter in die Bundesrepublik. Diese Art der Wanderbewegung folgte der Notwendigkeit: die Menschen waren auf der Suche nach Arbeit. – Der Göttinger Historiker Klaus J. Bade hat unter dem Titel „Auswanderer – Wanderarbeiter – Gastarbeiter“, Verlag Scripta Mercaturae, Ostfildern, 822 S., 78 DM, ein Buch veröffentlicht und hier diese „Völkerwanderung“ dokumentiert.

Jahrhunderts. Die Sterberaten gingen zurück, die Geburten stiegen an – die Bevölkerungszahl schnellte kräftig in die Höhe; allein im Jahrzehnt zwischen 1880 und 1890 vermehrten sich die Deutschen von 45 auf 56 Millionen. Aber noch war es mit der Industrialisierung nicht so weit vorangegangen, um diesen Geburtenberg unterbringen zu können. Als Ausweg bot sich Amerika an, Einwanderungsland und immer auf der Suche nach Arbeitskräften – für seine Industrien, nicht für den Wilden Westen.

5,5 Millionen traten im Jahrhundert vor dem Ersten Weltkrieg die ungewisse Reise auf Schiffsplanken in die Neue Welt an. Einen Vorteil hatten auch die Daheimgebliebenen, weil auf diese Weise eine eventuelle Massenarbeitslosigkeit vermieden worden war. Eventuelle Unruhen waren exportiert worden.

In der neuen Heimat spuckten die Neubürger erst einmal in die Hände, und nach Feierabend gründeten sie Gesangsvereine, feierten Trachtenfeste oder sorgten mit Lehr- oder Wehrvereinen für Aufsehen. Wenn dann gar noch Messuren geschlagen wurden, war das Urteil der alteingesessenen Amerikaner fast einhellig: Nein, diese komischen Krauts, die da bierselig herumknebelten, die konnten beim besten Willen nicht integriert werden.

Es sollte anders kommen: Während auf den europäischen Schlachtfeldern der Erste Weltkrieg tobte, ging drüben in den Staaten die Bindestrich-Kultur zugrunde. Die Deutsch-Amerikaner hatten, als die alte mit der neuen Heimat in der Fehde lag, zu entscheiden, wem ihre Loyalität gehörte. Aus ihnen wurden sehr schnell gute Amerikaner deutscher Abstammung.

Während noch die letzten Wogen der Auswandererwelle über den Atlantik schwappten, begann sich in der alten Heimat ein neues Phänomen abzuzeichnen. Das Ruhrgebiet hatte sich nach Norden ausgedehnt, tiefliegende Kohleflöze sollten nun abgebaut werden. Dazu brauchte es Arbeitskräfte, mehr als in der Region verfügbar waren. Die „Ruhrpolen“ oder „Ostlinge“ sollten das Problem lösen. Fast 500 000 Polen und Masuren traten aus den damaligen deutschen Ostprovinzen den langen Marsch in das immer stärker schlagende industrielle Herz des Kaiserreiches an.

Die Eingewanderten blieben unter sich in polnischen Wohnquartieren, feierten ihre eigenen Gottesdienste, gründeten eine eigene Gewerkschaft und schickten die Kinder in polnischsprachige Klassen. Was da wie endgültige Abkapselung aussah, stellte in Wahrheit den ersten Schritt zur – gelungenen und jetzt längst abgeschlossenen – Integration dar. Die Neu-Reichsdeutschen stabilisierten erst einmal ihre Identität, um sich im fremden Land zu orientieren und sich ihm schließlich anzugleichen. Ehen zwischen Deutschen und Polen gab es schon in der zweiten Generation.

In der gleichen Phase, um die Jahrhundertwende, mußten die Preußen mit ähnlichen Problemen fertig werden wie ihre westdeutschen Landsleute. Die nach Amerika entlassenen Arbeitskräfte fehlten an allen Ecken und Enden, als die Wirtschaft endlich unter Dampf kam und eine Phase der Hochkonjunktur eingeläutet wurde – das Schlagwort der „Leutenot“ machte bald die Runde.

Wanderarbeiter aus Polen und Rußland halfen aus, die Lücke zu schließen. Sie fanden Verhältnisse vor, die immer noch genug Deutsche den Weg in die Neue Welt antreten ließen, aber zu Hause ging es ihnen noch viel schlechter. Waren 1871 erst 207 000 Ausländer im neu entstandenen Reich gezählt worden, so waren es 1914 gut fünfmal soviel. Und 1914 wurden allein in Preußen eine Million gezählt.

An Integration war freilich nicht gedacht; ein fein ausgeklügeltes Rotationssystem schickte die

Arbeitskräfte immer wieder einmal für eine gewisse Zeit nach Hause, um die Eingewöhnung von vornherein zu unterbinden. Agenten trieben ihr Unwesen, die viel mehr Menschen als benötigt ins Land holten, um so den Lohn zu drücken. Sie schlossen Verträge mit Arbeitgebern, kassierten ihre Provision, überredeten Leute zum Kontraktbruch und fingen in der nächsten Fabrik das gleiche Spiel an. Nicht aus Rücksicht auf die Wanderarbeiter versuchte der Staat dieses Agentenunwesen zu unterbinden, vielmehr sollte der Schaden für die Arbeitgeber in Grenzen gehalten werden.

Als der Erste Weltkrieg begann und aus jungen Arbeitnehmern Frontsoldaten wurden, wuchsen die Wanderarbeiter in eine neue Rolle. Sie gehörten zu den Stützen der deutschen Kriegswirtschaft, ohne sie wäre die damals sogenannte „Heimatfront“ wohl eher zusammengebrochen.

Das war im nächsten, im Zweiten Weltkrieg im Prinzip genauso, nur viel düsterer: Die da kamen, um für die Frontsoldaten in die Bresche zu springen, taten es nur ganz selten freiwillig, die meisten wurden gezwungen. Etwa sieben Millionen, in der Hauptsache Sowjetrussen und Polen, wurden ins Reich gekarrt, um von nun an für den Kriegsfeind zu arbeiten. Von angemessener Bezahlung konnte nicht die Rede sein, viel schlimmer noch: ihr Leben war oft genug keinen Schuß Pulver wert. Schon eine intime Liebesbeziehung mit einer Deutschen konnten den Tod am Galgen bedeuten.

Geschichte kann ironisch sein: 1944 stiegen die Unter- zu Herrenmenschen auf und wurden zumindest per Gesetz den Deutschen gleichgestellt. Das sollte sie zu Verbündeten im Kampf gegen die Bolschewiken machen, die damals schon aussichtslose Kriegslage erzwang es so. Da konnte aber auch die millionenfache Herrenmenschenerhöhung nichts mehr retten.

Die Fremdarbeiter waren fort, die Flüchtlinge kamen: Ein Spezialfall in der deutschen Wanderergeschichte, weil nicht aus Gründen des Arbeitsmarktes, sondern des politischen Systems. Darum sei er hier nur der Vollständigkeit halber vermerkt.

Als schließlich das Wirtschaftswunder seinen Lauf genommen hatte und die Arbeitslosigkeit zu Beginn der fünfziger Jahre überwunden war, gab es in der Industrie mehr freie Plätze als in der kriegsgeschwächten Bundesrepublik Leute. Das vorerst letzte Kapitel begann und ist noch nicht abgeschlossen: Spätestens ab den sechziger Jahren strömten die Gastarbeiter ins Land, und ihr Schicksal sollte nicht besser sein als das all ihrer Vorgänger. Auf 4,5 Millionen ist ihre Zahl gewachsen, und sie sind jene, die es am härtesten traf, als das Wirtschaftswunder ausgedient hatte: 14 Prozent von ihnen sind arbeitslos. Die Wirtschaftskrise verschärfte den Konflikt, und ob gelingt, was zweimal erfolgreich verlief, die Eingliederung in der zweiten Generation, steht in den Sternen.

Sicher ist nur eines: Um die Jahrtausendwende werden wahrscheinlich Arbeitskräfte wieder knapp sein, und der Ruf nach ausländischen Arbeitskräften wird laut werden – zumindest wenn alles normal weiterläuft. Die dann wieder in der Fremde arbeiten wollen, werden es schnell am eigenen Leib erfahren: Man braucht sie, von Liebe aber keine Spur.



DAS INDUSTRIELLE HERZ des deutschen Kaiserreiches, das Ruhrgebiet, lockte Polen ins Land.